

Predigt über Jesaja 40,12–25
im gemeinsamen Gottesdienst der Ev.
Kirchengemeinde am Weinberg und der
Universitätsgemeinde
07. Februar 2016

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Um die *Barriere zwischen Natur und Geist* soll es heute gehen, liebe Gemeinde – jedenfalls hat sich dieses Thema die Gruppe überlegt, die die gemeinsamen Gottesdienste der Gemeinde am Weinberg und der Berliner Universitäten vorbereitet. Wenn ich das Stichwort „Barrierefrei“ höre, fallen mir viele Barrieren ein: Die hässlich hohen Bordsteine, über die ich den Rollstuhl mit meinem Vater nur mühsam herüberbrachte, die Mauern, die meine spitze Zunge aufrichtet zwischen mir und anderen Menschen und so weiter und so fort. Aber die Barriere zwischen Natur und Geist, liebe Gemeinde, wäre mir nicht als erstes eingefallen, nicht als erstes als eine Barriere in den Sinn gekommen, von der wir uns unbedingt morgen befreien müssten.

Was ist denn überhaupt gemeint mit der Barriere zwischen Natur und Geist? Vermutlich meinte die Gruppe, die diese Gottesdienste vorbereitet hat, die hohe Barriere, die heute zwischen der Betrachtungsweise der Naturwissenschaften und

der Geisteswissenschaften klafft. Die Liebe, von der in der ersten Lesung des Gottesdienstes die Rede war, ist ein schönes Beispiel dafür: In den Geisteswissenschaften würden wir möglichst präzise zu verstehen versuchen, was das wohl für ein Gefühl ist, die Liebe. „Sag' ihm aber, sag's bescheiden:/ Seine Liebe sei mein Leben;/ Freudiges Gefühl von beiden / Wird mir seine Nähe geben“, bittet die aus Österreich stammende Schauspielerin und Dichterin Marianne von Willemer den Westwind. Johann Wolfgang von Goethe hat das gleichnamige Gedicht 1819 in seine Sammlung „West-Östlicher Diwan“ aufgenommen. Liebe, so erfährt man aus dem Gedicht, in dem die gerade dreißigjährige Frau Willemer ihre Zuneigung zum fünfundsechzigjährigen Geheimrat Goethe ausdrückt, ist ein lebensbestimmendes, lebenserfüllendes freudiges Gefühl, das man besonders dann spürt, wenn der Geliebte, die Geliebte einem nahe ist. Ist die Geliebte, der Geliebte fern, kann aus dem freudigen Gefühl Schmerz werden: „Doch dein mildes sanftes Wehen/ Kühlt die wunden Augenlider;/ Ach, für Leid müsst' ich vergehen, / Hofft ich nicht, zu sehn ihn wieder“.

Eine hohe Barriere trennt, liebe Gemeinde, solches dichterische Reden über die Liebe, solche geisteswissenschaftliche Analyse dichterischen Redens von dem, was die *Naturwissenschaft* über die Natur des liebenden Menschen zu sagen weiß. Was sagt Naturwissenschaft über Liebe? In Phasen, die wir als Verliebtsein bezeichnen, überschwemmt der Botenstoff Dopamin das Gehirn. Ausgeschüttet vom Hypothalamus, der wichtigsten Hormonquelle des Gehirns, wirkt Dopamin vor

allem im limbischen System. Wie der Neurobiologe Semir Zeki vom University College London und Andreas Bartels vom Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik in Tübingen zeigen konnten, fahren gleichzeitig aber in dieser Situation auch manche Areale des Gehirns ihre Tätigkeit gleichsam nach unten, zum Beispiel der präfrontale Cortex, der für rationale Entscheidungen wichtig ist. Mit anderen Worten: Liebe ist, neurobiologisch betrachtet, ein Phänomen, das der Sucht benachbart ist und die rationale Entscheidungsfähigkeit deutlich reduziert.

Natürlich, liebe Gemeinde, könnten wir jetzt fragen, wie diese beiden Sichtweisen auf menschliche Liebe zusammenpassen. Wir könnten fragen, wie die ziemlich nüchterne, fast ein wenig kritische neurobiologische Sicht auf die Natur des liebenden Menschen zu dem passt, was der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief so unendlich schön über die Liebe sagt – aber schließlich sind wir nicht im universitären Oberseminar über das Verhältnis von Natur und Geist, von Geistes- und Naturwissenschaften. Was schert uns also die offensichtliche Barriere zwischen dem Gedicht, das Marianne von Willemer für Goethe schrieb, und der neurobiologischen Analyse Semir Zeki und Andreas Bartels vor einigen Jahren veröffentlichten? Besteht heute morgen irgendeine Notwendigkeit, diese Barriere niederzureißen, nach Barrierefreiheit zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu suchen? Sollen wir uns dichtende Neurobiologen oder neurobiologisch grundierte Gedichte wünschen?

Um es kurz zu machen, liebe Gemeinde: Diese Barriere niederzureißen wird uns, selbst wenn wir's wollten, nicht gelingen, weder heute morgen in diesem Gottesdienst noch ab morgen früh in den Berliner Universitäten und schon gar nicht im Alltag dieser Gemeinde. Die beiden Sichtweisen auf die Liebe, das Gedicht der Marianne von Willemer und der Aufsatz der beiden Neurobiologen Zeki und Bartels lassen sich nicht mit einander versöhnen. Wenn wir verliebt sind, ist uns herzlich egal, dass der präfrontale Cortex gerade heruntergefahren ist. Und die, die im Tübinger Max-Planck-Institut neuronale Aktivitäten von Probanden messen, interessiert einen feuchten Kehricht das milde sanfte Wehen des Westwindes, das der Dichterin die wunden Augenlider kühlte.

Wer aber, liebe Gemeinde, bringt denn dann Natur und Geist zusammen, wenn wir es schon nicht vermögen? Eine philosophische Totaltheorie über die *eine* Welt aus Natur und Geist? Vielleicht. Allerdings sind philosophische Totaltheorien gerade nicht sehr beliebt in der universitären Philosophie. Kaum ist die philosophische Totaltheorie veröffentlicht, die das versucht, publiziert irgendwer irgendwo eine scharfe Widerlegung. An dieser Stelle also, so müssen wir am Ende eines Semesters nüchtern erkennen, ist Barrierefreiheit für uns jedenfalls kaum zu erreichen, die Mauer zwischen Natur und Geist bleibt bestehen und der Zaun zwischen Geistes- und Naturwissenschaften lässt sich nicht so einfach niederlegen. Noch einmal: Wir bringen Natur und Geist – von ganz wenigen

Genies vielleicht einmal abgesehen – meist nicht barrierefrei zusammen.

Ist das, liebe Gemeinde, wirklich das letzte Wort in einer Gottesdienstreihe unter dem Titel „Barrierefreiheit“? Bleibt am Ende eines Semesters eine unüberwindliche Barriere zwischen Natur und Geist, ein hoher Zaun zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, ein vollkommenes Unverständnis zwischen einer Frankfurter Dichterin der Goethe-Zeit und zwei Neurobiologen unserer Tage? – Ich lese Verse aus dem vierzigsten Kapitel des Jesaja-Buches:

Wer misst die Wasser mit der hohlen Hand, und wer bestimmt des Himmels Weite mit der Spanne und fasst den Staub der Erde mit dem Maß und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Waage? Wer bestimmt den Geist des HERRN, und welcher Ratgeber unterweist ihn? Wen fragt er um Rat, der ihm Einsicht gebe und lehre ihn den Weg des Rechts und lehre ihn Erkenntnis und weise ihm den Weg des Verstandes?

Mit wem wollt ihr denn Gott vergleichen? Oder was für ein Abbild wollt ihr von ihm machen? Wisst ihr denn nicht? Hört ihr denn nicht? Ist's euch nicht von Anfang an verkündigt? Habt ihr's nicht gelernt von Anbeginn der Erde? Er thront über dem Kreis der Erde, und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken; er spannt den Himmel aus wie einen Schleier und breitet ihn aus wie ein Zelt, in dem man wohnt; er gibt die Fürsten preis, dass sie nichts sind, und die Richter auf Erden macht er zunichte: Kaum sind sie gepflanzt, kaum sind sie gesät, kaum hat ihr Stamm eine Wurzel in der Erde, da lässt er einen Wind unter sie wehen, dass sie verdorren, und ein Wirbelsturm führt sie weg wie Spreu. Mit wem wollt ihr mich also vergleichen, dem ich gleich sei?, spricht der Heilige.

Der biblische Text aus den vierzigsten Kapitel des Jesaja-Buches, den ich eben gelesen habe, macht uns zunächst einmal deutlich, was wir schon vorher wussten: Der biblische Text macht deutlich, dass wir im Unterschied zu Gott eben nicht

alles wissen können, nicht alles verstehen werden und das irgendwann auch einmal nüchtern einsehen sollten. Für die allermeisten von uns bleibt Barriere zwischen Natur und Geist unüberwindlich. Aber der biblische Text macht noch etwas anderes deutlich, etwas ungleich Tröstlicheres: Für uns fallen Natur und Geist meist nicht barrierefrei zusammen, wohl aber für Gott. Gott hat beides geschaffen, Natur *und* Geist. Gott hält beides zusammen, Geist *und* Natur, und er wird *beides* am jüngsten Tage auferwecken – nicht als bloße Geister, sondern als Geist in seiner Natur sollen wir dereinst auferstehen, in einer Auferstehung des Fleisches, wie es beim Apostel Paulus heißt, mit Leib und Seele und Geist.

Hier im Raum der Kirche wissen wir: Allein Gott hält Geist und Natur wahrhaft barrierefrei zusammen – und er lädt uns an diesem Sonntag Estomihi ein, auf den Spuren seines Sohnes zu wandeln, damit wir das begreifen: „Lasset uns mit Jesus ziehen“. Der Weg durch die Passionszeit, den wir am Aschermittwoch beginnen und von dem im Evangelium vorhin schon die Rede war, führt durch das Leiden. Der Weg durch die Passionszeit bringt uns die Schwachheit unserer Natur im geschundenen Leib Jesu Christi zu Bewusstsein. Aber der Weg durch die Passionszeit führt auch in das helle Licht des Ostermorgens, an dem wir an der Auferstehung Jesu Christi erkennen, wie Gott Geist und Natur, Leib, Seele und Geist zusammenhält, wieder neu zusammenfügt und als Einheit sichtbar macht. In den österlichen Jubel über den, der Natur und Geist barrierefrei geschaffen hat und dereinst neu schaffen

wird, stimmen wir heute, vor der Passionszeit schon einmal zaghaft ein, damit wir ja nicht vergessen, wohin uns der Weg in den nächsten Wochen führt. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.